

LS: Sie kennen die katholische Kirche in den verschiedensten Erscheinungsformen: in Krankenzimmern und Kommissionen, in Domen und Dorfkirchen, in Hörsälen und Kleingruppen. Gibt es überhaupt etwas, das alle diese Orte gemeinsam haben? Was verbinden Sie mit dem Begriff „katholisch“?

Wanke: Die Vielgestaltigkeit der Erscheinungsformen kirchlich-katholischen Lebens ist mir nie zum Problem geworden. Wenn Christentum Einwurzelung der vom Himmel herabsteigenden Liebe Gottes in die Wirklichkeit dieser Welt ist, dann kann, ja muss es sich plural darbieten. Die Vielfalt gehört zum Wesen des Katho-

lischen. Der Mensch antwortet auf unterschiedlichste Weise auf die Liebensefferte Gottes – und doch ist in der Pluralität der Lebensäußerungen des Christlichen die innere Mitte erkennbar: das Staunen darüber, nicht mit sich selbst allein zu sein. Da-

Mit demütigem Selbstbewusstsein und menschenfreundlichem Glaubensprofil

Ein Gespräch mit Joachim Wanke

rum gehört die Feier der Danksagung, die Eucharistie, in das Zentrum dessen, was für mich katholische Kirche ausmacht – ob im Petersdom gefeiert oder auf einer unserer Außenstationen in der Thüringer Diaspora.

LS: Konflikte durchziehen die Kirchengeschichte von Anfang an. Gegenwärtig scheinen sie in Deutschland an Schärfe zuzunehmen: Memoranden und Petitionen werden gegeneinander in Stellung gebracht, die einen sprechen den anderen ab, noch „wirklich katholisch“ zu sein.

Am Umgang mit der Pius-Bruderschaft scheiden sich die Geister. Und über die Bedeutung des Konzils wird heiß diskutiert. Welche Polaritäten sehen Sie gegenwärtig in der Kirche?

Wanke: Ich sehe zwei Polarisierungen in der Kirche, denen es zu wehren gilt. Zum einen ist es die Urversuchung der Frommen, sich auf das „Eigentliche“ des Glaubens zu-

Joachim Wanke

Dr. theol., seit 1981 Apostolischer Administrator des Bischöflichen Amtes Erfurt Meiningen und seit der Bistumsgründung 1994 Bischof von Erfurt; von 1998 bis 2010 Vorsitzender der Pastorkommission der Deutschen Bischofskonferenz, von 1995 bis 2001 Vorsitzender der ACK in Deutschland; am 1. Oktober 2012 nahm der Papst sein Rücktrittsgesuch an.

Bernhard Spielberg

geb. 1976, Dr. theol., Akademischer Rat am Lehrstuhl für Pastoraltheologie an der Universität Würzburg; Mitglied der Schriftleitung der „Lebendigen Seelsorge“.

rückzuziehen, auf das sogenannte „kirchliche Kerngeschäft“, das zumeist durch die Stichworte „Gottesdienst feiern“ und „Beten“ umrissen wird. Dem Heiligen Geist ist es in der Frömmigkeitsgeschichte immer wieder gelungen, solche „Rückzugsbewegungen“ in eine selbstbezogene Innerlichkeit durch die Hinwendung zum Mitmenschen und zur Welt aufzubrechen. Dem Jansenismus steht dann ein Vinzenz von Paul gegenüber, der Pietismus bringt einen Johann Hinrich Wichern hervor und eine Mutter Teresa vereint in ihrer Person Jesumystik und Zuwendung zu den Ärmsten der Armen. Die Glaubhaftigkeit des Christentums lebt von der Bereitschaft, immer neu die Hinwendung Gottes zum Menschen und zur Welt nachzuahmen. Darum kann allein eine „dienende Kirche“ dem Evangelium auch heute Anziehungskraft verleihen.

Zum anderen sehe ich aktuell bei manchen in der Kirche die Sorge wachsen, in einer zunehmend pluralen und unübersichtlichen Welt gehe die Substanz des Christlichen verloren. Das führt zu einer Mentalität, die meint, nur im Festhalten des Bestehenden und Vertrauten allen Auflösungstendenzen entgegenwirken zu können. Nun ist Angst immer ein schlechter Ratgeber. Der Blick in die Kirchengeschichte zeigt, dass man Bestehendes nicht auf Dauer festhalten kann, am wenigsten durch bürokratischen Zentralismus. Es braucht das Vertrauen, das Samenkorn des Evangeliums immer neu auszusäen, auch in einen neuen Ackerboden. Ohne Zweifel kann Pluralismus auch Relativismus und Gleichgültigkeit hervorbringen, doch kann er auch dazu führen, das Evangelium besser zu verstehen und überzeugender zu leben. Wenn der Wind wechselt, gilt es die Segel neu zu setzen. Auch eine sich verändernde Welt wächst Gott entgegen. Das galt in der Vergangenheit, das gilt auch heute.

LS: Über welche Debatten freuen Sie sich? Welche finden Sie bedenklich?

Wanke: Gut beispielsweise finde ich die Debatte, was aktive und passive Religionsfreiheit in einer zusammenwachsenden Welt konkret bedeutet, auch bei uns in der Bundesrepublik. Wichtig ist das Gespräch, wie die gemeinsame Verantwortung des ganzen Gottesvolkes auch strukturell im Leben der Kirche angemessen Ausdruck finden kann, insbesondere auch der unersetzliche Beitrag so vieler Frauen. Zu begrüßen ist das gemeinsame Ringen um kirchliche Ordnungen, in denen einerseits der Anspruch des Evangeliums auf unser Leben, aber auch die Einladung, mit Gottes Hilfe immer auch neu beginnen zu dürfen, angemessen zum Ausdruck kommen. Für wenig hilfreich halte ich Debatten, die „aus dem Bauch heraus“ geführt werden, in denen andere von vorn herein verdächtigt und differenzierte Sachverhalte verkürzt bzw. nicht wahrgenommen werden. Aber vielleicht muss man das, ähnlich wie in der Profangesellschaft, einfach in Geduld ertragen.

LS: Sie haben immer wieder die Bedeutung einer geistlichen Erneuerung betont. Zu welcher Haltung soll sie beitragen?

Wanke: Gern gebrauche ich in diesem Zusammenhang das Bild vom „geistlichen Grundwasser“, ohne das auch im Garten der Kirche nichts gedeihen kann. Hier kommt noch einmal die eigentümliche Verschränkung zum Tragen, die in der Verknüpfung des Gebots der Gottes- und Nächstenliebe durch Jesus ihr Fundament hat. Diese Zusammenfügung setzt sich fort in der Weisung des johanneischen Christus an die Seinen: „Ohne mich könnt ihr nichts tun!“ Das ist nur zu verstehen, wenn wir uns nicht als autonome Moralsubjekte verstehen, sondern eingebunden in den Leib der Kirche, dessen Heiligkeit und Schönheit durch den erhöhten Herrn und nicht durch uns immer wieder neu hergestellt wird (vgl. Eph 5,25–30).

Ohne Zweifel ist das unüberbietbare Glaubenszeugnis die Lebenshingabe im Martyrium. Angesichts dieser Hingabe schwindet der Zweifel, der dem Gottesglauben doch irgendwie den Charakter einer Ideologie zuschreiben möchte. Nun kennt freilich das Martyrium viele Facetten und Vorstufen. Manchmal ist gar nicht die Einzeltat eines Christen entscheidend, sondern die Art und Weise, wie er dies oder jenes tut. Es kommt auf die „Fermentierung“ des Ganzen an, an der die Eigenart des Evangeliums erkannt werden kann, z.B. in der Bereitschaft, nach einer Katastrophe wieder geduldig neu anzufangen, oder in menschlich aussichtslosen Situationen auszuhalten bzw. eine Aufgabe zu Ende zu führen, ohne dafür Anerkennung zu erwarten oder sich selbst gar als „heroisch“ zu stilisieren. Darum leuchtet für mich das Profil des Christlichen besonders dort auf, wo Menschen gelassen bleiben, auch wenn sie allen Grund hätten, sich aufzuregen oder gar zu verzweifeln (etwa am derzeitig wahrnehmbaren Zustand der Kirche!); wo sie sich ernsthaft mit allen Kräften einsetzen, die Welt an einer Stelle heller, menschenfreundlicher und liebenswerter zu machen; wo sie der Versuchung widerstehen, das Gute herbeizuzwingen und durch Gewalt herzustellen, wie es Ideologen oder Talibane tun. Jesus hat den Jüngern untersagt, auf ein ihn abweisendes samaritanisches Dorf Feuer vom Himmel herabzurufen. Das sagt mehr über den Gott Jesu aus als ein noch so korrektes dogmatisches Handbuch.

Ob das Eigenschaften des Christen sein könnten, die heute „sprechen“? Demütiges Selbstbewusstsein zu haben, ein menschenfreundliches Glaubensprofil und ein Engagement zu praktizieren, das keinen Tugendschweiß aussondert. Aber das ist zugegeben ein wenig ironisch formuliert.

LS: Wie haben Sie den „Dienst an der Einheit“ als Bischof erlebt? Was waren die Herausforderungen? Was hat Ihnen geholfen, zu entscheiden oder verschiedene Positionen auszuhalten?

Wanke: Meinen Dienst als Bischof habe ich in der Tat wesentlich als einen Dienst an der Einheit des Gottesvolkes verstanden, freilich einer Einheit, die Vielfalt kennt und zulässt. Spannungsvoll war für mich konkret die Zeit vor der politischen Re-

volution im Osten Deutschlands, in der es um den rechten Weg der Kirche angesichts der Versuche staatlicher Vereinnahmung der Christen für den Parteisozialismus ging. Ebenfalls nicht spannungsfrei war auch die Zeit danach, als es galt, die kirchlich „armen“ Gebiete im Osten in das Ganze der katholischen Kirche der nun geeinten Bundesrepublik einzubringen. Das sind Beispiele, die auch für andere Herausforderungen stehen, vor allem auch für jene, die mit Veränderungen in den Gemeindestrukturen zusammenhängen samt den Zumutungen, die diese für einzelne Gemeinden und Mitchristen mit sich bringen.

In solchen und ähnlichen Spannungssituationen hat mir sehr die geistliche Einheit mit den anderen Bischöfen unseres Landes geholfen, die sich, wenn es um letzte Fragen ging, trotz aller persönlicher Verschiedenheiten miteinander verbunden wussten. In DDR-Zeiten war es vor allem auch der Petrusdienst des Bischofs von Rom, der in uns das Wissen um unsere weltkirchliche Verankerung stärkte und uns so Halt und Standfestigkeit gegenüber den Ansprüchen einer atheistischen Partei und ihrer Ideologie gab. Und geholfen haben mir das Lebens- und Glaubenszeugnis meiner Vorgänger und theologischen Lehrer, unter denen ich wieder nur beispielhaft Bischof Hugo Aufderbeck und Heinz Schürmann nenne, aber eben auch das Zeugnis vieler einfacher Mitchristen, auch aus der Ökumene, die mir zeigten, welche Einheit der Seinen der Herr in Joh 17 wirklich meint – und welche vielleicht nicht so entscheidend ist.

LS: Es gibt ja durchaus Themen, die auf den Nägeln brennen und die kontrovers diskutiert werden. Allerdings können sich daran gerade junge Theologen die Finger verbrennen. Wo erleben Sie Orte, an denen offen und ehrlich diskutiert wird? Ohne Angst vor dem *Nihil Obstat*, der Lehrerlaubnis, oder dem, was dieser oder jener Bischof vielleicht denken könnte?

Wanke: In der Bistumskirche soll und darf ein Gesprächsklima vorherrschen, in dem „angstfrei“ miteinander gesprochen werden darf. So habe ich das in unserer Erfurter Ortskirche erfahren, auch im Gespräch an und mit der Theologischen Fakultät. Schwierig für ein offenes Gespräch sind apodiktische Urteile, die keine Kritik am eigenen Standpunkt zulassen oder die notwendige Differenzierungen ausblenden. Nicht immer geht es ja um letzte Glaubensfragen, an denen unsere „Orthodoxie“ hängt. Die Kirchengeschichte ist voll von Beispielen, was aus nicht genauem Hinhören, aus einseitigen Positionierungen und aus Missverständnissen an Problemen erwachsen kann. Wenn seinerzeit der römische Dominikaner Silvester Prierias im Prozess gegen Luther stärker zwischen seinem überzogenen Papalismus und anderen vertretbaren theologischen Positionen unterschieden hätte, wäre es vielleicht zu keiner Kirchentrennung gekommen. Und ob zur Zeit Henry Newmans die Meinung Kardinal Mannings über die „gefährlichen englischen Laien“ etwas selbstkritischer hätte sein können, hing wohl nicht nur an der da-

maligen kirchenpolitischen Situation. Es kommt auch in der Kirche auf Personen an. Ein Papst wie Johannes XXIII. mit seiner Konzilsinitiative ist nicht hoch genug einzuschätzen. Aber das gehört eben zum Geheimnis der Inkarnation, an dem auch die Kirche in ihrer Konkretheit (wenn auch abgestuft) Anteil hat. Yves Congar, Henry de Lubac, Karl Rahner sind für mich Beispiele von Theologen, die freimütige Offenheit im theologischen Denken und eine tiefe Liebe zur Kirche miteinander vereinbaren wussten.

LS: Von außen betrachtet, scheinen Gruppen am sogenannten rechten Rand der Kirche offiziell mit größerer Offenheit rechnen zu können als andere. Teilen Sie diese Einschätzung? Welche Rolle spielt Rom in den aktuellen Konflikten – auch gegenüber den Bischöfen? Werden sie zu einer Kultur der Pluralität ermutigt?

Wanke: Derzeit herrschen ohne Zweifel im Denken und Handeln mancher römischen Kurialen zentripetale Kräfte vor. Ich gebe zu: den rechten Ausgleich zwischen Einheit und Vielfalt in einer Weltkirche zu finden ist zweifelsohne nicht einfach, zumal in Zeiten intensiver Medienkommunikation. Doch zeigt sich etwa bei der Notwendigkeit einer gewissen Vielfalt in der Liturgie, wie sie vom letzten Konzil als Ausdruck der Inkulturation des Evangeliums gewollt wurde, dass man die Einheit der Kirche wohl nicht mit Hilfe der lateinischen Grammatik absichern kann.

Im Verhältnis der Ortskirchen zum Petrusdienst geht es zutiefst um ein wachsaufeinander-Hören und um den Willen, sich gegenseitig zu verstehen. Ein jüngstes Beispiel für römische Offenheit für ortskirchliche Belange ist etwa die in der Tat nicht einfache Anerkennung dessen, was in hiesigen Landen aufgrund der Geschichte an Formen des finanziellen Kirchenbeitrags bzw. des sogenannten Kirchenaustritts gewachsen ist. Auch für die bedrängten und verfolgten Ortskirchen in der Welt ist Rom ein wichtiger Verteidiger ihrer Rechte, wie jüngst die Nah-Ost-Bischofssynode im Libanon gezeigt hat. Auch Welt-Bischofssynoden wie jetzt über die Frage einer neuen Evangelisation sind Hilfen für einen Austausch über die unterschiedlichen pastoralen Situationen rings um den Erdkreis und eine Möglichkeit, sich über Strategien pastoralen Handelns untereinander auszutauschen. Hier zeigen sich in der Tat Lernfelder einer katholischen Vielfalt, die bei uns oft nicht so zur Kenntnis genommen werden.

LS: Sie waren ja auch lange Mitglied der Ökumenekommission. Gibt es im Umgang mit der Vielfalt der Meinungen etwas, das die katholische Kirche von ihren Schwestern lernen kann?

Wanke: In seiner Enzyklika *Ut unum sint* hat Papst Johannes Paul II. gesagt: „[Wir sind] uns als katholische Kirche bewusst [...], vom Zeugnis, von der Suche und sogar von der Art und Weise gewonnen zu haben, wie bestimmte gemeinsame christliche Güter von den anderen Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften hervorgehoben und gelebt worden sind“ (Nr. 87). Papst Benedikt hat jüngst bei seinem

Besuch im Erfurter Augustinerkloster im September 2011 auf den leidenschaftlichen Gottsucher und Beter Martin Luther hingewiesen und ihn als geistliche Persönlichkeit gewürdigt.

Es ist für uns in unserem säkularen Land Thüringen wichtig, auf gemeinsame Glaubenszeugen in der jüngsten Geschichte, wie etwa die im KZ Buchenwald ermordeten Geistlichen, den evangelischen Pfarrer Paul Schneider und den katholischen Pfarrer Otto Neururer, hinweisen zu können. Wir leben davon, die in der evangelischen Musiktradition, etwa in den Kantaten Johann Sebastian Bachs, zu findende Verkündigung den Menschen heute als Zugang zur christlichen Botschaft zu präsentieren. Evangelische Frömmigkeit hat uns Katholiken wieder neu die Bedeutung der Bibel ins Bewusstsein gehoben und geholfen, unsere Liturgie durch eine größere Schriftauswahl zu bereichern. Auch ist das lebendige synodale Leben bei den anderen Kirchen und Gemeinschaften ein Ansporn, auch selbst angemessene Formen der Laienmitsprache bei der Leitung der Kirchen neu zu beleben.

Ich selbst habe durch meine Mitarbeit bei der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Deutschland viele Christen kennengelernt, die mir in ihrer persönlichen Frömmigkeit und in ihrem Engagement für eine missionarische Präsenz des Evangeliums in der heutigen Gesellschaft viel gegeben haben. Es ist sicherlich auch eine Lernbewegung in umgekehrter Richtung zu konstatieren. Doch bleibt richtig: der Glaube entzündet sich immer am Glauben des Anderen. Er trägt in sich ein ekklesiales Moment. Insofern ist der „geistliche Ökumenismus“, der lernbereit auf den gelebten Glauben der anderen Christen schaut, ein wichtiger Weg zur vollen Einheit der Kirche.

LS: Woher kommen für Sie momentan die wichtigsten Impulse für die Entwicklung der Kirche in Deutschland?

Wanke: Es ist schwierig, hier „Noten“ zu verteilen. Sicher sind in diesem Zusammenhang neben lebendigen Pfarrgemeinden und Ordenshäusern Geistliche Gemeinschaften zu nennen, wenn sie sich katholisch weit verstehen. Auch haben soziale Initiativen, die auf neue und alte Nöte der Zeit antworten, wie das etwa in der Jugendsozialarbeit der Salesianer Don Boscos geschieht, eine überzeugende Ausstrahlung.

Aber es geht nicht um diese oder jene Aktion, um „Pastoralrezepte“, die immer auch etwas an Kurzatmigkeit an sich haben. Gewichtiger scheint mir die Bereitschaft, von anderen Ortskirchen in der Welt lernen zu wollen, selbst wenn wir im Augenblick nicht wissen, wie das gehen könnte. Die Vereinzelung der Glaubenden wird weiter voranschreiten. Die Pluralisierung der Lebens- und Weltsichten wird zunehmen. Die Traditionsstützen für Kirche und gelebtes Christentum werden weiter wegbrechen. Wie leben andere Christen in vergleichbaren oder ähnlichen Situationen ihre Gottverbundenheit? Wie zeigt sich dort Kirche, wo Geld

knapp ist und Hauptamtlichkeit weithin unbekannt? Wie kann man in „interkulturellen Gemeinschaften“ zu Gemeinsamkeiten kommen, die etwas vom Wesen und der geistlichen Mitte der Kirche Jesu Christi aufstrahlen lassen, ohne dass dies aufgesetzt wirkt? Ich setze auf eine lernbereite deutsche Ortskirche, die darauf vertraut, dass der Heilige Geist uns alles lehren will, was wir für unser Kirchesein brauchen. Dass wir vieles nicht brauchen, fangen wir ja gerade an, tiefer zu begreifen.

LS: Sie haben in Ihrem „Brief eines Bischofs aus den neuen Bundesländern über den Missionsauftrag der Kirche für Deutschland“ vor zwölf Jahren nicht nur ungewohnte Töne angeschlagen, sondern auch etwas für ein Hirtenschreiben Ungewohntes gewagt: Sie baten um ein Echo. Gab es das? Welche Reaktionen haben Sie selbst bereichert?

Wanke: Das Bischofsschreiben „Zeit zur Aussaat“, im Herbst 2000 veröffentlicht, und darin mein Brief an die katholischen Mitchristen über den Mut, eine neue missionarische Präsenz zu wagen, hatten ein breites Echo gefunden. Gleichzeitig verband sich freilich damit auch Ratlosigkeit, wie diese Aufgabe in unseren gesellschaftlichen Bedingungen anzugehen sei. Dennoch hat sich, so meine ich, nach diesen Jahren etwas im Bewusstsein unserer Kirche geändert. Wir sind unruhiger geworden. Wir spüren, dass wir nicht für uns selbst da sind. Wir suchen nach Wegen, das, was uns selbst wichtig geworden ist, auch anderen als „kostbare Lebensmelodie“ nahe zu bringen. Für uns in Thüringen war beispielsweise die Feier des 800. Geburtstages der hl. Elisabeth, unserer Bistumspatronin, im Jahr 2007 eine Offenbarung, wie es gelingen kann, mit einer solchen konkreten Biographie Menschen auch außerhalb der Kirche auf das Evangelium hin anzusprechen. Es zeigte sich: es ist wohl doch nicht so, dass wir „den Himmel den Engeln und den Spatzen überlassen“ können, wie einst Heinrich Heine spottete. Kirche kann helfen, über einem Land und seinen Menschen den Himmel Gottes offen zu halten. Der Anstoß des Bischofswortes von damals war ja ein verspätetes Echo auf ein Weltschreiben von Papst Paul VI. gewesen, das er 1975 veröffentlicht hatte: *Evangelii nuntiandi*. Das ist wieder ein positives Beispiel für den gegenseitigen Austausch zwischen Weltkirche und Ortskirchen. Unsere Kirche in Deutschland hat in der Vergangenheit viel für die Weltkirche getan – und tut es auch heute noch. Aber nun kommt eine Zeit, in der wir wohl mehr von anderen empfangen werden. Manche Lernfrüchte sind schon erkennbar.

LS: Erst vor wenigen Wochen hat Papst Benedikt Ihr Rücktrittsgesuch angenommen. Worauf freuen Sie sich in der Zeit als „Altbischof“?

Wanke: Das Wort Emeritierung klingt sehr akademisch. Aber die Möglichkeit, Verantwortung in jüngere Hände übergeben zu können, ist etwas sehr Menschliches. Es besteht nun, so Gott es zulässt, die Möglichkeit für mich, im Kreis der Mitbrü-

der und Mitarbeiter weiter seelsorglich zu helfen und das eine oder andere zu tun, was sonst zurücktreten musste: z.B. nur zu einem Konferenzort zu eilen, ohne wahrzunehmen, dass es da außer dem Konferenzsaal noch vieles Schöne wahrzunehmen gibt – an Natur und menschlichen Begegnungen.

LS: Zum Schluss ganz kurz: Katholisch sein...

Wanke: ...ist für mich Teilhabe an einer Fülle, die man als Einzelner nie ganz ausschöpfen kann.

